kocht, siedet und verdampft, muß den moralischen Impressionisten bewundern.

Er ist ein moralischer Impressionist, der jedem momentanen Drange gehorcht und immer mit allen Kräften und Trieben seine ganze Natur in den Dienst der letzten Empfindung stellt. Aber diese wird jedesmal von seiner reizbaren, undulsamen und herrischen Rechtlichkeit bestimmt, die nicht pactirt. Er sieht an jeder Reihe blos den einen Punkt, der etwa heikel ist und einen Wehrlosen kränkt, und gegen ihn setzt er sich ein. Er ist immer gegen die Menge, gegen die „compacte Majorität", gegen die Meinung, die herrscht, und er ist immer für das Verkannte, das ungerecht gedrückt wird. So hat er, als es in seiner Zunft noch selbstverständlich war, auf die classische Oekonomie zu schwören und die Forderungen der Arbeiter zu verhöhnen, sich zu einem radicalen Socialismus verstiegen und wurde dann, als die socialistische Mode unter die Professoren kam, ein kritischer und bedenklicher Warner. Er ist der geborene Vertheidiger der Schwäche und der geborene Streiter gegen die Macht.

Er ist das vielleicht weniger aus Gerechtigkeit als aus der Lust am Streite. Die führt ihn und verführt ihn. Er hat einen kriegerischen Zug, der die Reize der Fehde nicht entbehren will. Die Sache selber gilt gering, und es ist ihm nicht um den Sieg. Er liebt das Metier des Kampfes. Er lebt erst, wenn er streitet. Er fühlt sich erst, wenn er sich mit den Feinden messen darf. Er braucht den Tumult und Aufruhr von Widersprüchen. Er ist ein rechter Landsknecht im Geiste.

Er war in seinem Seminar oft sehr lustig. Die folgsamen Schüler, die des Meisters Lehre blind verehrten, mochte er nicht. Er hörte ungeduldig, wetzte auf dem Sessel, schnalzte mit der Zunge, und man sah, wie es ihn trieb, einen Widerspruch zu suchen. Aber an den Querköpfen, die sich auf ihre Schrullen versteiften und durchaus nicht bekehren wollten, hatte er seine Lust. Und wenn da ein Verschmitzter gar mit List die Lehre, die eben vorgetragen und verkündet war, mit Eifer pries und vor Begeisterung ein bischen carikirte, konnten wir es bisweilen erleben, daß der Meister das eigene Dogma gereizt verließ und mit den feindlichsten Beweisen gegen seine Thesen stritt.

Er gleicht ein bischen dem Clémenceau in der Hast der Gesten und der Beweglichkeit der Miene. Jede Geberde, jedes Wort hat Kanten und er wirft die Sätze wie Pfeile. Er tritt zur Rede wie zum Boxen an und lauert, wenn man etwas sagt, bis er die Blöße merkt. Er will Einen reizen. Vieles ist nur Finte, damit man sich wende und die Sicherheit verliere.

Ich will ihm sagen, was mich heute zu ihm führt. Aber er schilt gleich heftig. „So!? Natürlich! Sie brauchen mich — da sieht man Sie wieder einmal. Sonst haben Sie sich die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Wie lange ist es her?"

„Sieben, acht Jahre . . ."

„Und inzwischen waren Sie doch wieder in Berlin — wie Sie die gräßlichen Stücke geschrieben haben, bei der Freien Bühne, oder wie das heißt. Schreiben Sie noch immer so gräßliche Stücke?"

„Ja. Unentwegt. Neulich erst wieder eins in Wien. Das war noch gräßlicher."

„Das kann schön gewesen sein! Und glauben Sie denn damit wirklich Goethe und Schiller zu überwinden?"

„Nein, vorderhand noch nicht. Aber eigentlich möchte ich Sie weniger über den Naturalismus als über den Antisemitismus interviewen."

„Was? Was wollen Sie?"

„Ganz sanft ein bisserl interviewen . . . über den . . ."

„Das ist gar die abscheulichste Mode, die wir jetzt den Amerikanern nachäffen . . ."

„Ich äffe sie nicht den Amerikanern, sondern den Franzosen nach."

„Das ist noch ärger! Ja — das hat man mir auch erzählt, daß Sie jetzt für die Franzosen schwärmen!"

„Sie sind mir lieber als die Preußen."

„Und warum denn? Dieses Volk von Schwätzern, Narren und Hanswursten, das nur von Phrasen lebt und keine ehrliche Arbeit vermag . . .! Wie kann man denn jetzt, nach den letzten Processen, bei dieser schauerlichen Verkommenheit . . ."

„Ah, von wegen dem bischen Corruption? Das haben Sie doch jetzt hier geradeso! Das deutsche Panama scheint . . ."

„Deutsches Panama! Das ist eine solche Uebertreibung, von einem deutschen Panama zu sprechen — es gibt aber auch nicht die Spur, nicht den leisesten Schein für einen solchen Vergleich. Daran erkenne ich so recht Ihre Art!"

„Der Ausdruck ist doch nicht von mir. Der Ausdruck ist von Hertwich und Ahlwardt — von Ihrer Partei . . ."

„Erstens gehöre ich jetzt überhaupt zu keiner Partei — ich kümmere mich nicht mehr um Politik — ich habe es satt. Ich will jetzt nur noch meiner Wissenschaft leben. Ich wehre mich gegen jede Versuchung, wieder in den politischen Zank gezerrt zu werden. Ich habe neulich wieder einmal öffentlich gesprochen — für die Militärvorlage; aber das ist keine politische, sondern eine patriotische Sache. Und dann verwahre ich mich durchaus gegen jede Gemeinschaft mit Ahlwardt. Ich kenne diesen Menschen nicht weiter, aber soviel ich von ihm weiß, ist er einfach ein — aber ich werde mich hüten! Sie setzen das dann in die Zeitung, und ich habe den Aerger und Verdruß."

„Halten Sie seine Documente . . . ?"

„Documente! Wie kann man das Documente nennen! Alter Klatsch und Tratsch — eine Broschüre des Herrn Rudolf Mayer, der auch immer geschrien und randalirt und nachher, wenn er vor Gericht kam, nichts bewiesen hat! Der Ahlwardt ist — aber man kann eben nicht plaudern, wenn Eifer dabei ist, der gleich Alles in die Zeitung schreibt! Für welche Zeitung wollen Sie denn das machen?"

„Für die Deutsche Zeitung."

„Die ist doch liberal! Da wird dann doch nur geschimpft auf mich! Und das geht dann durch die ganze Presse weiter, und jeder gibt noch seine Weisheit dazu, und ich ärgere mich krank. Mich ekelt vor der ganzen Politik. Ich will Ruhe. Und warum kommen Sie gerade zu mir? Gehen Sie zu den politischen Führern!"

„Sie sind doch einer."

„Ich bin es nicht mehr."

„Sie gelten immer noch als einer der Führer des Antisemitismus."

„Das bin ich schon gar nicht. Das war ich eigentlich nie. Ich bin christlich-social. Aber den Antisemitismus, wie man ihn heute versteht, habe ich niemals vertreten. Ich halte den Antisemitismus, der die sociale Frage mit der Judenfrage verquickt, für falsch. Eine Lösung der Judenfrage würde die sociale Frage durchaus nicht lösen, und sie bliebe genau die nämliche, wenn wir überhaupt keine Juden hätten. Aber die Leute schimpfen auf den Juden und meinen den Kapitalisten. Das hat keinen Sinn. Daß man gegen die Auswüchse des Kapitalismus, gegen den unreellen Erwerb, gegen den Börsenschwindel durch Steuern und Reformen wirken soll — gewiß! Aber was hat das mit den Juden zu thun? Vielleicht daß die kapitalistischen Schäden manchmal in der jüdischen Form noch peinlicher scheinen — das will ich gar nicht bestreiten. Aber das trifft doch den Kern der Frage nicht. Die sociale Frage bleibt mit oder ohne Juden unverändert die gleiche und verlangt eine Lösung für sich, die vielleicht auch diesen und jenen Juden treffen wird, geradeso wie sie die kapitalistischen Christen trifft, aber mit dem Judenthum an sich nichts zu schaffen hat. Das habe ich immer gepredigt."

„Warum nennt man Sie dann einen Antisemiten?"

„Weil die Juden sich immer mit dem Kapitalismus identificiren! Wie man gegen das Kapital etwas sagt, thun sie, als hätte man ihre Religion beleidigt. Und in gewissem Sinne bin ich ja auch Antisemit. Ich mag das jüdische Wesen, die jüdischen Unarten nicht leiden, und ich glaube allerdings, daß es den deutschen Sitten Gefahr bringen kann. Schauen Sie sich einmal die Jüdinnen auf der Straße an, wie die sich kleiden und benehmen! Das muß einen gewissen ästhetischen Antisemitismus erwecken — wir empfinden sie eben als eine fremde Race, die gegen unseren Geschmack und unsere Gewohnheiten ist. In diesem Sinne ist jeder Deutsche Antisemit. Keiner, der aufrichtig ist, kann es leugnen. Aber freilich — Rath und Mittel dagegen weiß ich auch nicht. Das ist geradeso wie mit dem Socialismus: In der Kritik haben die Socialisten zu meistens Recht, aber wenn man dann eine positive Hilfe von ihnen verlangt, da wissen sie auch nichts. Da hüllen sie sich in ein mystisches Schweigen und überlassen Alles der Entwicklung, die es schon von alleine besorgen wird. Das heißt aber gar nichts. Ohne thätigen Eifer der Menschen gibt es keine Entwicklung, und eine Kritik, die nicht zugleich praktische Hilfe schafft, hat keinen Werth. Ganz ebenso mit den Juden. Ich gebe ja zu: die Juden sind zuwider und verletzen unseren Geschmack. Aber was weiter? Was soll geschehen? Was sollen wir thun? Todtschlagen können wir sie nicht, aus dem Lande treiben auch nicht. Irgendwie müssen wir sie eben verdauen. Man könnte höchstens an gewisse Erschwerungen der Einwanderung aus dem Osten denken und derlei. Aber keinesfalls darf man glauben, wie die Antisemiten wähnen, daß damit etwa die sociale Frage gelöst oder auch nur irgendwie ihrer Lösung genähert wäre. Die sociale Frage ist ein Problem für sich, das mit den Juden nichts zu schaffen hat."

---

die Lutheraner in Inzersdorf und in Hernals Bethäuser. Helmhart Freiherr v. Jörger öffnete, kraft seiner Befugniß als Grundherr, 1609 den Protestanten die Hernalser Kirche, wohin die flammende Beredtsamkeit des Pastors Dr. Hoe die Bevölkerung in hellen Schaaren zog. Das hatte unter Anderem auch Einfluß auf die „zeitlichen Güter dieser Welt", und Bischof Khlesl von Wien, zu dessen Einkommen auch das Erträgniß der Hernalser Pfarre gehörte, klagte über die empfindliche Schädigung. Man meinte die Sache sehr einfach dadurch zu erledigen, daß man der freiherrlichen Familie v. Jörger das Lehensrecht über die Gutsherrschaft Hernals entzog.

Der entscheidende Schlag wurde aber erst unter Kaiser Ferdinand II. dem Katholischen geführt, der 1619 die Regierung übernahm. Den Wienern wurde der Besuch der Hernalser Predigten polizeilich *untersagt, und als selbst Arreststrafen nichts fruchteten, verjagte man die Protestanten mit Gewalt aus ihrer Hernalser Siedelung. Das Jörger'sche Schloß jedoch wurde sammt der Kirche confiscirt und dem Domcapitel zum Geschenk gemacht, welches den Beschluß faßte, die Hochburg der Ketzer zu einem besonders würdigen Besitzthum der allein rechtgläubigen Kirche umzugestalten. Es wurde der Calvarienberg angelegt und die Veranstaltung von Bußgängen von St. Stefan aus in Aussicht genommen. Warum von der Kathedrale aus? „Auf der linken Seite des Chors ist am ersten Pfeiler, so in dem Schiff stehet, ein sehr prächtiger und von Silber kostbarer Altar, bey welchem am Char-Freytage die Procession von denen Creutz-Trägern und andern büssenden Sündern hinaus nach Hernals angefangen wird: denn man gnet vor, daß von solchem Altar, biß auf den zu Hernals sich befindenden Calvari-Berg eben eine solche Distanz sey, als der Heyland zu seinem Tode gehen müssen."

Vom Schottenthor über das Glacis und durch die Alserstraße wurden die Leidensstationen angebracht. Die erste derselben wurde in reicher Ausstaitung auf Kosten der Stadt beim Schottenthor errichtet, die Zahl der übrigen aus freiwilligen Spenden. Die erste Bußprocession, an der auch der Kaiser (Ferdinand III.) theilnahm, fand am 23. August 1639 statt.

Die Stationscapelle im Drei Laufer-Haus besitzt somit ein Alter von mehr als dritthalbhundert Jahren. Der Erbauer des neuen Palastes wird gewiß pietätvoll dafür Sorge tragen, daß dieses historische Ueberbleibsel aus einer freilich recht trübseligen Epoche in thunlichster Nähe seines jetzigen Aufstellungsortes erhalten bleiben werde. Dazu kommuntur — wenn auch nicht immer nach dem Sinn der Errichter — und noch in späteren Jahren soll mancher Wanderer seine Schritte hemmen und sinnend stehen bleiben vor dieser Leidensstation — des Protestantismus in Oesterreich!

O. T.-B.

Caprivi über Bismarck.

(Erster Tag der deutschen Militärdebatte.)

Heute trat die deutsche Militärvorlage in die letzte Phase der parlamentarischen Behandlung. Gleichzeitig tritt auch Kaiser Wilhelm II. in der Reichshauptstadt ein, um in bedeutsamendem Augenblicke zugegen zu sein, in dem über das Schicksal der wichtigen Vorlage und damit über die brennendste Frage der inneren Politik des Deutschen Reiches entschieden werden soll. Der Reichskanzler Graf Caprivi hat heute in einer großen Rede im Reichstage den Entwurf der Regierung vertreten; seine Argumentation stützte sich ausschließlich auf militärische Erwägungen. Er that dabei den merkwürdigen Ausspruch, daß kein deutscher General bei der gegenwärtigen Stärke des Reichsheeres einem Kriege mit Frankreich auch nur mit annähernd gleicher Sicherheit des Erfolges entgegensehe wie im Jahre 1870. Den Conservativen sprach Caprivi den Dank dafür aus, daß sie mit Zurückdrängung ihrer persönlichen Ueberzeugung bezüglich der zweijährigen Dienstzeit im Ausschusse die Regierungsvorlage unterstützten.

Einen besonders freudigen Eindruck auf alle national fühlenden Deutschen wird jene Stelle in der Rede Caprivi's hervorrufen, welche dem Fürsten Bismarck gewidmet war. Diese Stelle ist eine Anerkennung der unsterblichen Verdienste und außerordentlichen Fähigkeiten des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches, wie sie nicht wärmer und herzlicher sein kann. Daß diese Worte vom Grafen Caprivi in offener Reichstagssitzung gesprochen wurden, nachdem manche in Aller Erinnerung lebende Ereignisse in den letzten Jahren das Verhältniß zwischen dem Altreichskanzler in Friedrichsruh und seinem Nachfolger in bedauerlicher Weise getrübt haben, verleiht diesen Aeußerungen eine Bedeutung, die weit über den Tag hinausreicht. Der Beifall, welcher diesen Worten Caprivi's aus der Mitte des Reichstages folgte, ehrt auch die Versammlung, aus der er hervorging. Er war eine Kundgebung echt nationalen Sinnes, der vor Allem Dankbarkeit gegen die großen Männer fordert, welche sich um das Vaterland hervorragend verdient gemacht haben.

Nachstehend lassen wir den Drahtbericht unseres Berliner Correspondenten über die heutige Sitzung des deutschen Reichstages folgen.

Berlin, 3. Mai.

Abgeordneter Groeber erstattet den Bericht über die von der Commission gefaßten Beschlüsse und erklärt bezüglich der ablehnenden Haltung der Mehrheit der Commission: Das Ausland werde das deutsche Volk geeinigt finden, wenn es gilt, für die Vertheidigung des Vaterlandes Opfer zu bringen. (Allseitiger Beifall.) Unterschiede in den Anschauungen der Parteien bestehen nur bezüglich der Frage, ob es nicht besser sei, die Kräfte des Volkes im Frieden möglichst zu schonen. (Beifall links und im Centrum.)

Reichskanzler Graf Caprivi: Die Frage, auf die es ankommt, ist vielfach in den Hintergrund getreten. Den breitesten Raum hat die Frage der zweijährigen Dienstzeit eingenommen. Ich danke namens der verbündeten Regierungen den Conservativen dafür, daß sie auf Seite der Regierungen gestanden und das Einzelinteresse dem Dienste des Vaterlandes untergeordnet haben. (Lebhafter Beifall rechts.) Wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die jetzige Wehrkraft Deutschlands nicht ausreicht. Man sucht uns durch Zahlen zu widerlegen; diese Methode kann uns aber nicht überzeugen. Wir müssen brausprechen, daß den Männern, die nicht allein im Frieden diese Frage zu erörtern haben, sondern auch im Kriege mit Ehren für die ihnen zufallenden Aufgaben eintreten müssen, ein höheres Gewicht beigelegt werde, als anderen. (Beifall.) Wenn Moltke und Roon noch hier ständen, würden sie unsere Forderungen noch besser vertreten, als wir es vermögen. Ich habe keinen General gesehen, welcher der Meinung gewesen wäre, unsere Streitkräfte seien so stark, daß wir auch nur mit annähernder Sicherheit wie im Jahre 1870 in den Krieg gehen könnten.

Es handelt sich hier um eine Frage von solcher Bedeutung und solchem Ernst, wie sie für den Reichstag wohl noch nie vorgelegen hat. Es handelt sich um Ehre, Dasein und Zukunft Deutschlands. (Widerspruch links.)

Wir brauchen eine Verstärkung, um den Frieden zu erhalten. Auch mein Amtsvorgänger hat die Heeresverstärkung für nöthig gehalten, und es wird doch jeder ihn für ein diplomatisches Genie halten, wie es in Jahrhunderten einmal vorkommt. (Beifall.) Man kann aber doch nicht erwarten, daß derartige diplomatische Phänomene immer an unserer Spitze stehen werden. (Beifall.)

Wir wollen also den Frieden erhalten; wenn uns das aber nicht gelingt, so wollen wir siegen. (Beifall.) Das ganze deutsche Volk sagt, man fürchtet nur Gott! Aber auch die Furchtlosigkeit bietet keine Garantie, wenn Heer und Waffen unzureichend sind. Wir haben nicht das Bestreben, den Krieg offensiv zu beginnen; aber wir wollen so stark sein, ihn strategisch offensiv zu beginnen, das heißt ihn nicht auf unserem Boden anzufangen, sondern auf dem Boden des Feindes. Ob wir aber auch nur